Rhein und Düssel

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den „Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nro. 37 — Sonntag den 16. September — 1906

Maria Hendrina von Goch.

(3. Fortsetzung.)

Novelle von Louise Schulze-Brück.

(Nachdruck verboten.)

Hendrina van Endert stand ganz hilflos. Sie sah ängstlich auf ihren nackten Hals, auf ihre Arme. So sollte sie unter Menschen gehen, unter fremde Menschen? Mit fremden jungen Leuten tanzen! Vor hundert Augen, die sie alle neugierig anstarrten. Mit dem Amerikaner tanzen, der nun seit acht Tagen, seit jenem Silvesterabend auf Schritt und Tritt hinter ihr her war. Den sie sah, wenn sie morgens ihre Fensterluke aufschob, wie er schon im Hafen Schlittschuh lief, der an ihrer Seite war, wenn sie nach Bingen ging, der überall und immer in ihrer Nähe war, bis am Abend, wenn sie in ihrem Schrankbett lag und schon halb im Traum noch einmal den Schnee knirschen hörte unter seinem Tritt, wenn er wie ein wachsamer Hund ein letztes und allerletztes Mal auf und ab lief. Alle hatten sie es längst bemerkt, auch ihr Vater, der erst argwöhnisch und mißtrauisch mit viel Grämeln und Brummen den jungen Menschen beobachtet hatte. Dann eines schönen Tages hatte er seine Kappe aufgesetzt, als er gerade wieder Schlittschuh lief und war auf das Eis gestapft. Dort war der Amerikaner eifrig auf ihn zugekommen und er hatte eine ganze Zeit mit ihm geredet. Seit der Zeit schien es Hendrina, als ob er vergnügter sei, nicht mehr so mürrisch. Er schielte zuweilen Beert von der Seite listig an, warf ihm ein paar spitze Worte zu.

Ja, Beert, der war auch anders geworden. Er sah gar nicht gut aus, das merkte Hendrina wohl. Unter seiner braunen Haut schien er bleich zu sein, und seine Augen lagen tief in den Höhlen. Er sprach nicht viel, aber sein Blick war immer um sie. Und schon ein paarmal, wenn sie abends mit Hildegard und dem Amerikaner gegangen war, dann tauchte Beert plötzlich an irgend einer Ecke auf und ging mit ihnen. Die Hildegard verstand es dann freilich sehr gut, sich an ihn heranzumachen und es so einzurichten, daß Hendrina mit dem Amerikaner gehen mußte. Aber Beert blieb stets mit ihr zurück, so daß er das andere Paar im Auge hatte, und Hendrina, die halb unruhig zurücksorchte, hörte immer nur das zwitschernde Reden Hildegards, selten die ruhige Stimme ihres Vetters. Wenn dann der Amerikaner mit heißen Worten in sie hineinredete, dann wurde Hendrina halb bange zumute, und sie hätte wohl manchmal umkehren und sich an Beert ordentlich festhalten mögen. Und doch war's süß, dem anderen zuzuhören und wie auf einer Wolke zu gehen, wenn er ihr zuflüsterte, wie schön sie sei, und seine schwarzen Augen den ihrigen ganz nahe waren und seine weißen Zähne unter dem kleinen Schnurrbärtchen hervorblickten. Und nun sollte sie heute abend mit ihm tanzen.

Natürlich doch den ersten Walzer und noch viele andere Tänze. Hendrina wußte gar nicht wie viele. Ach Gott, in ihrem Kopf war es ohnehin ganz bunt und wirr, und auf ihrem Herzen lag ein Druck, der manchmal ganz schwer und beklemmend war. Ein Wunder war's ja nicht. So still hatte sie gelebt, so ruhig, einen Tag wie alle Tage. Immer mit der alten Base zusammen, selten mit jungen Mädchen, von denen sie nur wenige kannte. Und die waren so anders, so ganz anders als die Hildegard und deren Freundinnen. Ach, wenn die Hubertina Goßens und die Lies Meulen, die immer so sittsam die Augen niederschlugen und von Spitzenmustern und der Sonntagspredigt sprachen, wenn die einmal hier sein könnten, Hildegard Weingärtner sehen und hören und — und Georgie Werner. Was die wohl sagen würden, deren Herz kaum ein bißchen höher schlug, wenn sie an die Zeit dachten, wo ihnen ihre Eltern den schon längst bestimmten Bräutigam bringen würden. Solch einen blonden, schwerfälligen ruhigen Burschen, der, wenn zwischen den beiderseitigen Eltern alles fest und richtig ausgemacht war, nun kam und sich so ganz selbstverständlich, wenn auch erst etwas verlegen, als Bräutigam fühlte.

So einen wie — wie Beert?

Nein, Beert war doch anders. Beert war ganz anders. Hendrina fühlte es deutlich, Beert war nur äußerlich so ruhig. Und sie wußte nicht, woher das kam, daß ihr manchmal so beklommen zu Sinne war, wenn sie sah, wie er ihr mit den Augen folgte, wie er sie förmlich zu bewachen schien. Sie hatte auch Beert gern, sehr gern. Aber sie wollte gar nicht weiter denken. Warum denn immer so sonderbare schwere Gedanken haben? Und heute, am Tage ihres ersten Balles. Wie es wohl da sein würde? Was alles geschehen würde? Ach, sie freute sich ja sehr, und doch war ihr bange. —

Unser Preisausschreiben
für Amateurphotographen

hat eine sehr rege Beteiligung gefunden: 137 Einsender schickten über tausend Photographien ein, darunter war eine stattliche Anzahl, die mit ganzen Kollektionen in Sammelmappen auf den Kampfplatz traten. Die Preisrichter haben infolgedessen einen sehr schwierigen Stand gehabt. Bei der gleichen Vorzüglichkeit inbezug auf geschmackvolle Auswahl des Sujets und auf technische Vollendung in der Herstellung vieler Bilder stellte sich bald die Unmöglichkeit heraus, einzelne Bilder als die acht absolut Besten zu bezeichnen. Das Preisgericht entschloß sich daher, nicht einzelne Photographien, sondern acht Kollektionen mit den acht Preisen zu bedenken und auch auf diese Weise war die Auswahl noch so groß, daß in zwei Fällen das Los entscheiden mußte. Das Ergebnis unseres Preisausschreibens stellt sich demnach wie folgt.

Es erhalten:

den **1.** Preis von 100 M. Herr **Max Mehner,** Crefeld, Stefanstr. 25,

„ **2.** „ „ 50 „ Herr Oberltn. **Herber,** Düsseldorf, Capellstr. 44,

„ **3.** „ „ 25 „ Herr **Gerh. Schoofs,** Kevelaer, Geldenerstr. 66;

weitere Preise von je 10 Mark:

Herr **E. O. Hoppe,** London E. C., Lombard Street, 4. George Yard,

„ Dr. **Erwin Quedenfeld,** Düsseldorf, Worringerstr. 61,

„ **J. Stachelhausen,** Architekt am städt. Hochbauamt, Bergerallee 10,

„ **H. Heitmann,** Mitglied des städtischen Orchesters in M.Gladbach, Johannesstr. 63 II,

„ **Willy Diedenhofen,** Drogist, Düsseldorf, Nordstr. 110.

Wir sagen allen Einsendern für ihre Beteiligung besten Dank und bemerken noch, daß die Rücksendung der Photographien mit Ausnahme der zur Reproduktion bestimmten, im Laufe dieser Woche erfolgt.

Redaktion und Verlag der Düsseldorfer Neuesten Nachrichten.

Nähsettche war fertig. Eine blaue Seidenschärpe legte sie zuletzt um Hendrinas Taille. Dann zupfte sie noch hier und da herum.

„So Freilein. Alleweil kann's losgehe — „des wird emol deitsche Jünglinge koste" — hot immer der alt' Gundlach gesagt, wenn er die scheene Medcher bot gesehe uff'm Ball. Wann der Sie hätt' sehe könne, der hätt sei Spaß gehott. So blunde, muckelige, das war grad dem sei Gusto. Awwer ich hawwe aach mei Schülligkeit gedan. Wann Se's Kleedche hätte zu Frankfort odder Määnz mache losse, scheener hätt's aach net werde kenn. Zuckerig scheen. Un nu könne mol die Mannsleut' eneikumme."

Hendrina zupfte ängstlich an ihrem Ausschnitt. „Ach nein, noch nicht! Ach bitte, ziehen Sie das Kleid höher."

Nähsettche lachte: „Noch heher! Nei, Freilein, des lasse Se mol, Sie sind ja ohnehin schon wie ä Kommunionkind. Do sind mer doch hier annere Ausschnittcher gewehnt. Ich hawwe's Ihne schon zwei Finger breit heher gemacht, wie's sein soll. Un's wär' doch zu schad', wann Se so was versteche wollde. Nei, nei, so muß es schon bleiwe."

Hildegard stürmte herein, im weißen Kleid, allerliebst, mit roten Schleifen und Blüten. Sie blieb verblüfft stehen:

„Hendrina!"

„Ja, Freilein." Das Nähsettche stand stolz daneben. „Gelle, das is emol ä Staat. So was sieht mer net alle Dag. No rufe Se awwer mal den Babba."

Der alte van Endert kam mürrisch herein. Er fühlte sich unbehaglich im schwarzen Rock, er ärgerte sich, daß die Hildegard ihm dies Mitgehen abgelistet hatte. Wozu war das alles? Dummes Zeug war's, woraus nur Unruhe und Ärger entstand. Er hätte dem Beert was antun können vor Ärger. Da stand er nun, der Dummerian und starrte auf die Hendrina mit heißen Augen. Man sah's ihm an, daß er sie am liebsten in die Arme genommen und gar nicht mehr losgelassen hätte. Und so eine gottverdammte Ziererei, daß er's nicht tat, daß er sich den Teufel darum scherte, ob die Hendrina wollte oder nicht. Sie würde schon wollen, wenn sie müßte. Statt dessen gingen sie auf den Ball, und er konnte zusehen, wie jeder Laff die Hendrina beguckte und mit ihr tanzen durfte. Und wenn der junge Mensch, der Amerikaner, wenn der recht ins Feuer kam, da konnte es was Schönes geben.

Na, er wollte es abwarten. Ein Schlauer war das, der Georg Werner. Hatte er ihm nicht neulich, da auf dem Eis, zu verstehen gegeben, ganz fein, aber für ihn deutlich genug, daß er nicht nötig habe, auf Geld oder Mitgift zu sehen? Wenn er heirate, dann käm's nur darauf an, daß das Mädchen ihm gefalle, alles andere sei ihm egal. Der hatte wohl schon 'ne Witterung davon gehabt und gekriegt, wie die Sachen standen. Der alte Fuchs lächelte schlau. — Hä — zwei Eisen im Feuer, das war auch nicht zu verachten. Er konnte den einen gegen den anderen ausspielen, und dann konnte er seine Bedingungen stellen wegen Hendrina und der „Maria Hendrina" — hä, wegen dem Mädchen und dem Schiff. Er wollte es schon deichseln, und wenn sie ihn auch jetzt dumm machten und ihn ärgerten mit dem Ball und anderen Unsinnigkeiten, — das Heft behielt er doch in der Hand, — er war doch der Schlaueste.

Beert legte vorsichtig Hendrina den Mantel um. Das Nähsettchen hatte das besorgen wollen, aber Beert hatte sie mit einer einzigen Bewegung zurückgeschoben. Nun stand sie zappelig daneben. „Verknutsche Se nor's Kleedchen net — gewwe Se Obacht. Mannsleut' könne doch so was net."

Photographie: Kunstanstalt Heinr. Jäger-Düsseldorf.

Gerhart Hauptmanns „Weber" im Düsseldorfer Schauspielhaus. (Siehe Seite 8.)

Aber Beert konnte es. Ganz zart und geschickt machte er das, und zart und geschickt streifte er der Hendrina auch die weiten Pelzstiefel über die ausgeschnittenen Schuhe.

Hendrina sah ihm halb staunend zu. Daß der Beert das konnte! Aber freilich, er hantierte ja auch auf dem Schiff so geschickt und gewandt. Er nahm ihr ja da alle Arbeit ab, die sie ganz gut hätte tun können. Und wie gut er aussah in dem schwarzen Anzug. Das fand Hildegard auch:

„Mer hawwe ä scheene Gawalier", sagte sie stolz, während sie die steile Straße nach dem „Pariser Hof" hinaufgingen, wo der Ball stattfand. — Und gerade wieder war's Hendrina wie am Silvesterabend vor dem Kirchgang. Nur daß diesmal Beert neben ihr ging und sie sorglich führte.

„Was für Tänze krieg' ich denn, Hendrina?" fragte er halblaut.

„Ach Du." Es war ihr doch beklommen. „Ich hab' ja gar nicht gewußt, ob Du mit mir tanzen willst und da —"

„Ich kann mir's denken", murmelte er. „Dem Amerikaner, dem hast Du wohl schon alles versprochen?"

In Hendrina regte sich der Trotz.

„Du hätt'st ja fragen können."

„Noch ist's ja nicht zu spät", sagte Beert gelassen. „Und wenn Du mir immer den Tanz nach einem gibst, den Du mit dem andern tanzt —"

Sie sah ihn betroffen an. „Ach Beert."

Er lachte ärgerlich. „Das ist zu viel, meinst Du. Aber ich bestehe drauf. Immer den Tanz nach dem anderen. Und wenn Du das nicht magst —"

Er sah so böse aus. Seine Augen funkelten und er drückte Hendrinas Arm fest. „Ja, ich will schon."

„No, was werd denn do verhandelt?" fragte Hildegard neugierig. Sie hatte schon einen ganzen Trupp junger Leute um sich.

„Ihr seid emol ganz Aparte, ihr. Wann annere Leut' uff'n Ball gehe, do sind se pläsierlich und freie sich. Awwer ihr macht ä Bonem (Gesicht) wie die Katz', wann's donnert. Die Nidderrheiner, die sin doch g'rad' als wann se mit Blei gefüttert wär'n! Als wann se immer ä Klotz an Bään hätte, un könnte ke änzig Mol ä bische losgelasse wärn, un ä bische hippe. Immer bammelt ihne dä Klotz an. Was is denn nu alleweil widder los? Awwer einerlei was, da sin wir am „Pariser Hof", un nu mach ä anner Gesicht, Hendrina, un du Beert aach, sunscht denke die Leit, mer hätte euch eso ä saure Schoppe zu drinke gewwe, daß ih'n all zwä en noch im Mund spürt. Do — do geht die Musik schon. Fix, fix, sonst komme mer ze spät."

V.

Hendrina van Endert schlug langsam die Augen auf und sah verwundert um sich. Ach, sie hatte so schön geschlafen. Und immer geträumt und Lichterglanz gesehen und Musik gehört — — die Augen fielen ihr halb wieder zu —, weiter träumen. Musik — jetzt einen Walzer — la la la — la la — la la, ach, wie sie sich wiegte auf dem glatten Boden und fast zu schweben schien im Arm des Amerikaners, — wie die Lichter flimmerten und funkelten, — erst noch jedes einzeln als ein feuriger Kreis, dann alle zusammen in einem großen, großen Feuerkranz, — la la la — la la la la spielte die Musik, immer rum, immer rum, la la la la, — sie schwebte, sie flog, es schwindelte ihr, ihr Herz klopfte so laut, oder war es das andere Herz dicht an ihrem, das so klopfte? Das schwarze krause Haar Tschortschies roch so stark nach irgend etwas — und so fest drückte er sie an sich — und immer rum — immer rum — la la la — la la la la. Und dann hörte die Musik plötzlich auf, während sie noch immer forttanzten, und sie wurde festgehalten, weil ihr ganz schwindlig war, und saß dann auf einem Stuhl und der andere neben ihr, und ringsum sahen neugierige und mißgünstige Augen sie an, — während sie das nur halb merkte und fühlte und immer noch feurige Kreise sah und Musik hörte. Und dann fing die Musik wieder an, ein Rheinländer war's diesmal la la — la la — la la la. „Rheinisch Polka tanz' ich gern mit 'nem schönen jungen Herrn."

Und jetzt stand Beert so groß und breit vor ihr da und nahm sie in seine Arme, — und so groß sie auch selber war, so war sie doch klein neben ihm, und er führte sie so geschickt und so stark durch den Trubel — la la — la la — la la la — rhei—nisch Polka — tanz' ich gern — — sie fühlte sich so sicher, so geborgen bei ihm, er hielt sie so ruhig — und nun stellte er sie so vorsichtig hin wie eine Wachspuppe — sie mußte lachen. Dann kamen andere, — fremde Gesichter, — fremde Menschen, — blonde, braune, schwarze, — dann wieder der Amerikaner, und nach ihm immer wieder Beert.

Wie lange das so gedauert hatte, sie wußte es nicht. — Spät, spät mußte es wohl gewesen sein, oder früh am Morgen. Denn als sie heimgingen aufs Schiff, das jetzt ihr Heim war, da war schon ein weißer Schein, der nicht nur Schneelicht war, über dem Rhein und den Bergen, und seltsam grau und kalt standen die Dächer und Türme Bingens in dem Zwielicht. Und Hendrina fröstelte unter ihrem warmen Mantel, während an ihrer einen Seite Beert ganz stumm ging, und an der anderen der Amerikaner, der beständig schwatzte und lachte und tolles Zeug vorbrachte. Und ihr war so sonderbar zumute, gerade, als ob sie es nicht sei, die das alles erlebe, sondern eine andere, eine Fremde, und sie sehe nur zu wie durch einen Schleier, wie ganz von ferne, und wundere sich über die tollen Menschen und über die Geschehnisse. — Nun war sie doch ganz wach. Aber sie wollte noch nicht aufstehen, noch ein bißchen liegen und nachsinnen, — noch einmal die Musik hören und tanzen — tanzen — mit Tschortschie Werner und mit Beert.

Es war noch alles still. Sie schaute durch das Gitter, — niemand war in der kleinen Kajütenstube. Nur draußen schlichen vorsichtige Schritte, sie schob den Laden ein wenig hoch, da sah sie Beert, der eifrig herumhantierte. Er hatte seine blauen Schifferkleider an und ein rotes loses Halstuch um, es fiel ihr eigentlich zum erstenmal auf, welch ein hübscher Mensch er war. — Das kastanienbraune starke Haar, das schön geschnittene Gesicht mit den sonderbar lang geschnittenen Augen, — „verflixte Augen" hatte Hildegard gesagt — mit der Hildegard hatte Hendrina ihn auch ein paarmal tanzen sehen gestern abend.

Der Laden knarrte ein wenig, sie hatte daran gerührt. Beert sah sofort auf, mit einem schnellen, scharfen Blick auf das Fensterchen. Den Blick hatte sie früher nie an ihm gekannt, nur in den letzten Tagen erst.

Sie hatte in mancherlei Augen gesehen in diesen Tagen, fast schien's ihr, als sei es überhaupt zum erstenmal in ihrem Leben, daß sie so viel in andere Augen geschaut habe, daß sie da etwas gesehen habe, was ihr bisher fremd gewesen. Sie schloß ihre eigenen Augen fest zu, — da waren auch schon die schwarzen Augen Georg Werners und dicht daneben die braunen Beerts mit den langen schwarzen Wimpern. Und da waren die roten Lippen Tschortschies über seinen weißen Zähnen, — der Mund, der sie geküßt hatte am Silvesterabend, und da war Beerts Mund, — ob der auch so küssen konnte, — so heiß und so weich, so wie der andere?

Hendrina van Endert schauderte ein wenig in ihrem warmen, weichen Bette. Was war das nur in ihr, das neue, das was vorher nicht gewesen war? In ihr und um sie? Das, was in ihr sich regte und sie unruhig und heiß machte, und das, was sie in den Augen des Amerikaners las — und in Beerts Augen? Ach, sie hatte auch allerhand Geschichten schon gelesen, in alten Zeitschriften und in Büchern, die zufällig den Weg in das kleine Haus in Goch gefunden hatten, Geschichten von Liebe und Leidenschaft. War das Liebe, was sich da in ihr regte und so heiß und süß war, und doch so beklemmend? Und wenn es Liebe war, liebte sie den Georgie? Einen, den sie vor acht Tagen noch nicht gekannt hatte, der allen Mädchen nachlief, wie die Hildegard erzählte, und so ein Wilder, Böser war?

Oder war das Liebe, was sie sich ängstigen und fürchten ließ vor ihr und sich flüchten zu Beert, wo sie sich so sicher fühlte, so geborgen und ruhig. War der Beert ihr nicht noch bis vor ein paar Tagen immer wie ein Bruder gewesen, wie solch ein großer, gutmütiger Bruder? Ach Gott, war ihr nicht die ganze Welt anders gewesen? War es nicht, als ob sie jetzt in einer ganz neuen Welt, wo es schön und wonnig war zu leben, morgens zu erwachen und zu wissen, wie herrlich es sein konnte — und abends einzuschlafen und zu träumen von dem Erlebten des Tages!

Draußen pochte ihr Vater hart an und rief mürrisch ihren Namen. Er hatte wohl nicht ausgeschlafen und war nun schlecht gelaunt.

„Steh' auf, Hendrina, et kommt Besuch!"

Besuch? Wer konnte das sein?

„Die Tante Sett von Mainz. Die hätt auch watt besseres dhun können, wie hier erum ze flankieren. Aber nu steh auf."

Die Tante Sette! Hendrina erinnerte sich ihrer kaum. Sie war einmal in Goch gewesen vor langen Jahren, als Hendrina noch ein Kind war. Nur daß sie laut sprach und lustig war, hatte sie noch in der Erinnerung. Und daß ihr Vater sie nicht leiden mochte, wußte sie. Manchmal hatte die Tante Sette einen Brief geschrieben und ihren Vater gebeten, Hendrina nach Mainz zu schicken. Aber daraus war ja nie etwas geworden. Und nun kam sie selber.

Hendrina sprang auf. Da gab es noch viel zu tun. Sie hatte in den letzten Tagen nicht so recht Ordnung gehalten. Zu viel anderes war ja auch auf sie eingestürmt. Wie konnte man aufräumen und Staub wischen, wenn man so bunte Gedanken hatte!

Nun holte sie alles nach. Das halbwüchsige Mädchen, das alle Tage aus Bingen kam und ihr bei der Arbeit half, guckte sie ganz erstaunt an. Sie war sonst nur gewöhnt, daß das Fräulein träumerisch und still herumging, manchmal für sich lächelte, dann wieder mit großen Augen ins Leere sah.

Der alte van Endert war ganz sauertöpfisch. Sie sollte nicht kommen, die Sette. Sie würde ihn ja doch nur molestieren, allerhand dummes Zeug aushecken, herumschnüffeln, die Hendrina ausspionieren. Es war schon gerade schlimm genug, wie es war. Er hatte heute morgen den Beert wieder vorgenommen. Ob er denn nicht sehe, wie der Hase liefe. Ob er nicht sehe, daß der Amerikaner ihm die Hendrina vor der Nase wegschnappe? Und nach dem Amerikaner habe er sich gestern abend umgehört. Was der Weingärtner sage, darauf gebe er ja nichts. Der sei ein Schwätzer und Aufschneider. Aber glaubwürdige Leute haben ihm erzählt, wie es mit dem Georg Werner stehe. Geld hat er wie Heu. Von seinem Vater hat er schon einen ganzen Haufen geerbt, dazu kriegt er noch mal soviel von seiner Mutter. Wenn der Georg heiratet, dann zieht er in die schöne Villa in Rüdesheim, oder er kauft sich hier in Bingen ein Haus. Nach dem Geld von der Hendrina, da fragt der nichts. Das läßt er im Schiff ruhig stecken, dazu verpflichtet er sich. Es ist ihm egal, ob er's jetzt gleich kriegt, oder erst, wenn er, der Alte, mal tot ist. Darauf will er Brief und Siegel geben.

Beert van Endert wurde blaß. Er sah den alten Fuchs durchdringend an: „Hat er das gesagt? Hat er mit Euch geredet, Ohm? Wegen der Hendrina?" Das kam ganz gepreßt hervor.

Der alte van Endert blinzelte schlau. „Na, so nicht geradeaus. Aber zu verstehen hat er mir's gegeben, so hinnenerum. Un daß der verliebt is bis in den großen Zeh, datt kann doch jeder einsehen! Datt war ja ett reine Kamedi gester abend. Und datt has Du Dir allein eingebrockt. Mit Deinen dumme Anstellereien! Nu kann's Du ett auch allein ausessen! Mir kann ett jetzt egal sein!"

„Ohm! Ihr müßt doch sehen, was das für einer is! Auf den ersten Blick müßt Ihr das doch eraus haben! So 'n Leichtfuß und Schürzenjäger wie der! Un dem wollt Ihr die Hendrina geben?" Der junge Mensch bebte am ganzen Leibe.

„Geben?" sagte der Alte giftig. „Geben hab ich se Dir wollen, Du has ja nich gewollt! Ich hatt ja alles fix un fertig gemacht! Du braucht's bloß zuzupacken. Aber Du has ja gesagt, die Hendrina dät Dich nich lieben. Un se sollt nich gezwungen werden. Se sollt erst sehen, wie ett in der Welt wär! Nu sieht se ett ja! Nu is ja einer da, den sie lieben kann! So 'n ausgemachte Dummheit! Als ob die Fraulent nicht immer den liebten, der gerad da is! Wenn Du ihr en paar Tag schön gedan hätt'st, denn hätt se Dich geliebt. Nu liebt se v'leicht den annern. Wenn er en Windhund is un en Schürzenjäger, kann ich datt ännern? Du has ett ja selber gesag, die Hendrina muß den lieben, den se heirat! Nu werden mer ett ja sehen."

Er grinste schadenfroh, als er sah, wie Beert die Fäuste ballte.

„Jetzt kanns de Fäust machen, eso vill Du wills! Jetzt kanns Du den Schaden besehn! Mir is ett jetzt einerlei! Ich kann ett abwarten. Nu laß den Werner schön' Augen machen und mit der Hendrina erum scharmuzieren. Ich haben et nich gewollt! Ich haben se extra mit auf ett Schiff genommen, datt Du mit ihr könnts in ett Klare kommen! Datt Du eso en Dummerjan wärs, datt hab ich nich gedach."

Der Alte war sehr zufrieden mit sich und der Welt. Erst als die Karte von der Tante Sett kam, war er wieder brummig geworden. Mußte die ihm den Tag verderben!

Die kleine Kajüte blinkte im höchsten Glanz. Auf dem festlichen Kaffeetisch lag eine schöne gestickte Decke, ein Topf mit Alpenveilchen stand darauf zwischen viel Kuchen und kleinem Gebäck. Erwartungsvoll ging Hendrina mit Hildegard zum Bahnhof. Hildegard war verärgert.

„Heut' brauch se auch net grad zu komme. Heut' woll te mer ja noch Rüdessem uffs Eis gehe. So ä scheene Eisbahn is do. Wer weiß, wie lang die Herrlichkeit dauert. M' Babba dut heit de ganze Dag schun die linke groß' Zeh weh. Do gibt's immer anner Wetter."

Hendrina schrak zusammen. Anderes Wetter! Tauwetter. Dann ging das Rheineis auf, und das Schiff fuhr hinauf nach Mannheim. Dann war alles vorbei. Wenn sie zurück kam, an Bingen vorüber, dann war das alles wie ein Traum, wie etwas, was nie gewesen. Dann saß sie wieder in ihrem kleinen Hause in Goch am Fenster hinter dem steif gestärkten Vorhängchen und häkelte Spitzen, und die Base las im „Goffiné."

„Erschrecke brauchste Dich ja net." Die Hildegard lachte. „Es kann aach noch kälter werde. Dann hott der Babba es aach in der Zeh. Un 's is grad, als ob's noch kälter werde wollt!" Sie schnobberte mit dem spitzen Näschen in die kalte Luft. Wahrhaftig, es war, als sollte es noch kälter werden. Die Berge drüben waren ganz rosig in dem feinen Kältenebel, durch den die Sonne leuchtend blitzte, — der Atem war wie eine bläuliche Wolke. Hildegard blies in die Luft.

„Siehschte! Wie kalt es is? Guck emol die Telegraphendräht. Ganz dick weiß sin se vor Froscht. Zwelf Grad Kält. No, die Tante Sett, die friert net. Die hält der Speck warm."

Sie lachte hell, während sie doch heimlich spähend ihre Base ansah. Wer doch auch so aussähe wie die Hendrina. Sie schielte nach ihrem Näschen. Das war sicher wieder ganz rot. Und die Hendrina, die war weiß wie Schnee. „Weiß wie Schnee, rot wie Blut", hatte der Tschortschie gestern gesagt. Eine Haut hatte sie wie eine Wachspuppe. An den Schläfen liefen zarte blaue Äderchen, der dicke blonde Haarknoten barg kaum die Haarfülle. Ob wohl der Beert sehr verliebt in sie war? Sie machte sich sicherlich nicht viel aus ihm. Hildegard konnte das gar nicht begreifen. Sie fühlte, wie ihr Herz klopfte, wenn sie den Beert nur ansah. Und gestern abend, als sie mit ihm getanzt hatte, — ach, sie hätte immer so forttanzen mögen, — die ganze Nacht, und dann auf dem Heimweg, wenn sie allein waren, ihn herzen und küssen und gar nicht mehr loslassen. Das heiße Blut stieg ihr zu Kopfe, trotz der Kälte. Zornig riß sie an ihrem Tuch: „Dumm Zeug!"

Hendrina sah sie erstaunt an. „Was hast Du nur?"

Ungeduldig mit kleinen Schritten lief die Hildegard neben ihr. „O Du! Du bist eine! Do gehscht Du newen einem un duhst, als wann Du kä Wässerche triewe kennst. A unschullig Gesicht machschte wie ä Heiligebildche. Un hoscht es faustedick hinnern Ohre! Den Tschortschie hoschte verliebt gemacht, nu der Beert, den hältst Du der warm! Ich hawwe es gut genug gesehe geichtern awend. Immer, wenn der Tschortschie ä Danz mit der gedanzt hot, dann hot aach der Beert den danach gehott! Mer hawwe's all gesehe! Un der Beert, der is aach so dumm, der hot aach kei Aage; wie alle Mannsleit! Dumm sin se all, se sehe nix, wat se net sehe wolle, se hawwe ä Brett vor de Aage." Sie weinte fast.

Hendrina sah sie erstaunt und erschrocken an. „Aber ich hab' das ja nicht gewollt mit dem Tanzen. Das hat doch der Beert so gewollt. Ich konnt' doch nicht anders."

(Fortsetzung folgt.)

Zell a. d. Mosel.

Die Mosel.

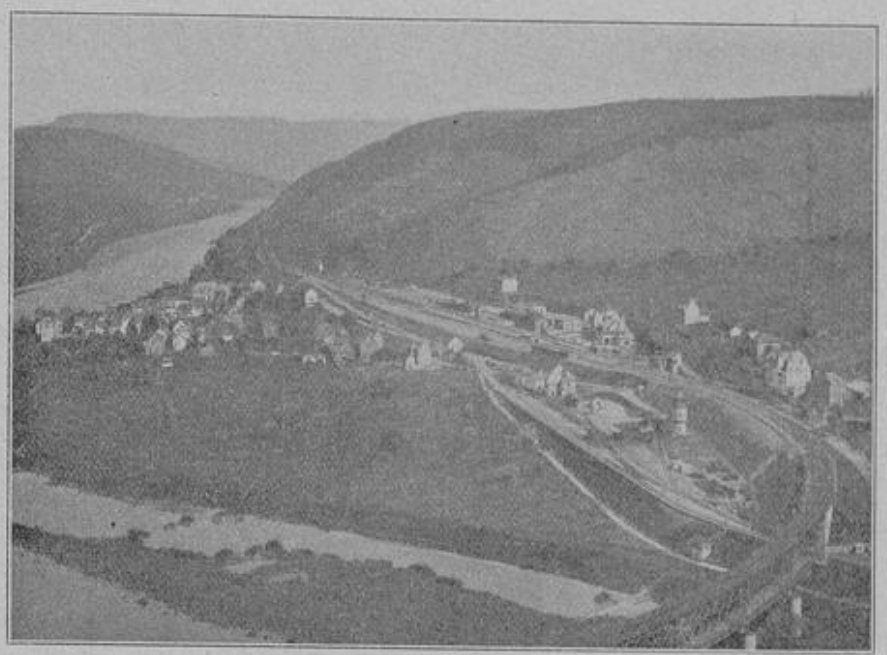
Wohl keiner der deutschen Flüsse außer dem sagenumwobenen Rhein wird während der Reisesaison so oft erwähnt, als die Mosel, ja sie wird von vielen Naturfreunden allen andern deutschen Flüssen wegen ihrer besonderen Reize vorgezogen. H. Ramin sagt z. B.:

Mosel! Deine Schönheit zu genießen,
Ohne Sorgen kehr ich ein.
Schau! — von allen deutschen Flüssen
Elbe, Donau, Weser, Rhein
Lieb' ich dich nur ganz allein!

In den französischen Vogesen, nahe den beiden Belchen, in einer Höhe von 735 Meter über dem Meere tritt die Quelle der Mosel zutage, durchfließt ein hübsches Tal und wendet sich bei Toul stark nach Osten. Nach geologischen Feststellungen, insbesondere durch das Auffinden von Mammuth-Skeletten in den alten Flußschottern, floß die Mosel ursprünglich in den Schwesterfluß, die Maas, änderte jedoch später ihren Lauf, wandte sich, wie gesagt, stark nach Osten und bereitete sich ein neues Bett. Nach Passierung der schönen Stadt Nancy gelangt der Fluß nach Pont-à-Mousson, bildet dann ein romantisches Tal und durchfließt hier die französisch-lothringische Grenze. Nunmehr ist die Mosel ein deutscher Fluß. Der erste erwähnenswerte Ort auf deutschem Gebiet ist Jouy-aux-Arches mit der wohlerhaltenen, in hohem Bogen über die Mosel führenden ehemaligen römischen Wasserleitung, die Metz mit dem nötigen Wasser versorgte. Bekannt ist dieser Ort durch das Bild aus dem deutsch-französischen Kriege: „Kriegsgefangen" von Anton von Werner. Von der Station Ancy sind die Schlachtfelder Gravelotte und Vionville bequem zu besuchen. Nach nur noch kurzem Lauf erreicht der Fluß die gewaltige Festung Metz. Nachdem Metz passiert ist, werden die linken Ufer flacher, die Berge treten zurück und bis Trier bietet die Mosel, außer Diedenhofen und der Burgruine Sierck, wenig des Interessanten. Trier, nach Überlieferung und der Sage die älteste Stadt Europas, bietet dagegen eine Fülle von Sehenswürdigkeiten und Altertümern. Das imposanteste geschichtliche Denkmal ist die Porta nigra, ein Stadttor der Befestigung aus der römischen Zeit, der Dom, die Ruinen des römischen Kaiserpalastes und vieles andere. Nunmehr beginnt derjenige Teil des Moselflusses, dem der Wanderer mit Vorliebe entgegenstrebt: Von Trier bis Bullay und weiter bis Koblenz. Ein Hauptaugenmerk wollen wir nun auf die von der Moseltalbahn Trier-Bullay durchfahrene Strecke richten. In dem illustrierten Führer „Acht Tage an der Mosel" schreibt G. Hölscher: „Die in den Jahren 1903—1905 eröffnete Privat-Eisenbahn folgt gewissenhaft sämtlichen Krümmungen der Mosel, ihre rechtsgelegenen Weinorte miteinander und mit den großen Verkehrsstraßen verbindend. Die Fahrt geht zunächst eine Strecke lang parallel der Staatsbahn, man passiert die Paulinkirche, hat einen schönen Blick auf den Kockelsberg, das Weißhaus und später auf die die Gegend beherrschende Mariensäule. Dort, wo sich die Eifel- und Mosel-Staatsbahnen nach links wenden, um den Fluß zu queren, führen Schiff und Bahn unter ihnen her. Gegenüber der ersten Eisenbahnhaltestelle Pfalzelerbrücke, sieht der Reisende links das altertümliche Pfalzel, das seinen Namen einer fränkischen Königspfalz verdankt, im breiten Moseltal. Bald hinter Ruwer hat sich das Tal verengert, das langgestreckte, etwas versteckt gelegene Ehrang haben wir links am Eingang des romantischen Killtales und im Hintergrund übereinandergeschobene Bergzüge. Links folgt Issel, rechts taucht der Kirchturm des Dorfes Kenn auf, das, sich an den Berg anlehnend wie die Moseldörfer durchgehends, mit seinen soliden Wohnhäusern einen wohlhabenden Eindruck macht. Das grüne Tal mit dem von Zeit zu Zeit hervorbrechenden Schieferfels wird nun immer schöner. Auf dem linken Ufer präsentiert sich der große Flecken Schweich mit stattlicher Kirche. An einem Drahtseil, das sich zwischen hohen Türmen am Ufer über den Fluß spannt, bewegt sich schwerfällig die stattliche Ponte, von regem Verkehr der beiden Ufer zeugend, die aber demnächst durch eine feste Brücke abgelöst werden wird.

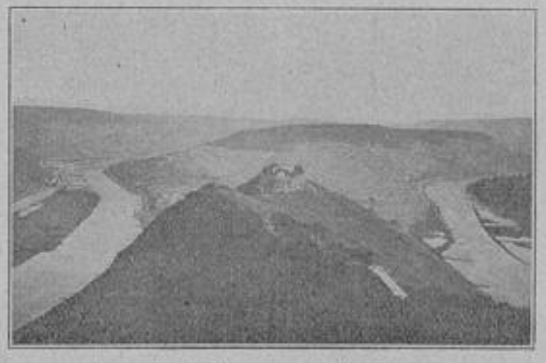
Am linken Ufer folgen dann die hübschen Orte Kirsch und Longuich. Hier haben wir den Anfang einer ununterbrochenen Reihe gesegneter Weinberge, die gleich der Landstraße in toller Abwechselung von einer Uferseite auf die andere springen. Das ist natürlich die Mosel mit ihren unglaublichen Krümmungen schuld. Nach Passieren mehrerer Ortschaften wird das Tal, dessen linke Wand ganz durch Weinberge in Anspruch genommen wird, während die rechte im Grün prangt, nun ganz eng und romantisch. Auf dem linken Ufer erscheint die Kapelle von Lörsch, dann das stattliche Kirchdorf Mehring, wo ein guter Tropfen gedeiht. Sein Versand hat die feste Brücke nötig gemacht, die hier über den Fluß führt.

Der Mosel beliebt es hier, eine Riesenschleife zu bilden, deren Seiten eine Strecke weit parallel laufen. Um die Ecke gekommen, erscheint Pöhlich, wo die Weinberge auf die rechte Moselseite wandern. Das Tal öffnet sich jetzt auf eine weitere Strecke, mit dem langsam fließenden spiegelnden Flusse, den eng zusammentretenden Bergen und den freundlichen Orten einen prächtigen Anblick bietend. Links über der Mosel lugt unter Bäumen versteckt Schweich hervor, dem das Dorf Ensch folgt, während rechts Detzem seinen hohen Kirchturm in die Luft reckt.



Bullay a. d. Mosel.

Die Berge treten nun auf der rechten Seite zurück, wir passieren das obst- und weingesegnete Thörnich, links nach Passierung der Salmmündung das nicht minder bekannte Klüsserath, dessen langgezogene Bauart Veranlassung zu der an der Mosel sprichwörtlichen Bezeichnung „lang wie Klüsserath" gegeben hat. Auch bei Köwerich, das sich mit Klüsserath in den Bahnhof teilt, macht sich bedeutender Weinbau bemerkbar. Bald darauf erscheint rechts Leiwen, dann passiert man das am linken Ufer gelegene, durch großen Weinhandel bekannte und mit dem Grün seiner Bäume gezierte, behäbige Dorf Trittenheim. An dieser Stelle hat der Bahnkörper auf mehrere Kilometer durch eine auf 700 Bogen gestellte Futtermauer aufgehöht werden müssen. Rechts grüßt schon der bedeutende, wohlhabende Flecken Neumagen aus seiner schönen Umgebung. Hier sind jene altrömischen Funde gemacht worden, welche den Weinbau der Mosel zuerst bezeugen. An dem rechts gelegenen Dhroner Hofberg und dem gleichnamigen, von der Bahn aus fast unsichtbaren Dorf vorübergekommen, sehen wir links den Nikolausfelsen. Links folgt dem kleinen Ferres das hübsche Pisport mit dem Pisporter Berg, an dessen unterm Teil das geschätzte Goldtröpfchen wächst. Man soll hier der Stock in den besten Lagen mit 15 bis 18 M. bezahlen! Nach einer bedeutenden Krümmung des Flusses erscheint rechts das hübsche Müstert und das freundliche Niederemmel, gleich darauf — die Berge sind rechts herangetreten und das Tal bietet einen schönen Anblick — links Minheim mit hochgelegener Kirche. Es folgt rechts der größere weingesegnete Ort Winterich, links erscheint in der Ferne das langgestreckte Kesten mit dem auf dem Berg schräg darüber gelegenen Monzel, dann rechts hinter Filzen das tiefergelegene Dusemond mit altertümlichem Kirchturm; gegenüber der berühmte Brauneberg. Stattlich präsentiert sich der bedeutende Ort Mülheim an der Mündung des Veldenzerbaches. Schräg gegenüber das weinreiche Lieser mit erhöhter Kirche und dem Schloß des Grafen von Schorlemer-Lieser, einen hübschen Anblick gewährend, wo die Bahn Wengerohr-Bernkastel aus dem schönen Liesertal herauskommt; schon erscheint in der Ferne die Burg Landshut über Bernkastel. Zunächst passieren wir noch, von der Bahn aus links, Andel, links Kues und gegenüber haben wir dann das stattliche, von der romantischen Ruine überragte Bernkastel.



Marienburg a. d. Mosel.

Nun beginnt die Mosel wiederum einen mächtigen Bogen, an dem rechts die ausgebreiteten Weinorte Graach und Zeltingen am Fuße der berühmten Berge liegen, zwischen denen links der große Ort Wehlen sich ausdehnt. Es folgt Rachtig und gegenüber das frühere Klostergut Machern, auf derselben Seite, auf die nun die Weinberge hinübergewandert sind, das wohlhabende Urzig, rechts das nicht minder weinberühmte Erden (links in der Nähe der Urziger Sonnenuhr das Erdener Treppchen), Lösenich und das kleine Ortchen Kindel.

Gegenüber Kindel liegt Kinheim und weiter Kröff oder Cröv, nachdem man rechts die Ruine des Klosters Wolf passiert hat. Nach der Flußkrümmung wird rechts auch der Ort Wolf sichtbar, weiter links fährt man an den für uns unsichtbaren und unbedeutenden Ruinen des Mont Royal vorbei und es erscheint die Gemeinde Traben-Trarbach mit der Ruine Gräfinburg.

Nach der Abfahrt von Traben-Trarbach passieren wir das rechts hoch gelegene Starkenburg und den Weinort Enkirch, weiter Burg, demgegenüber die Eisenbahnstation von Reil der Linie Traben Pünderich liegt. Bahn und Schiff passieren nach dem kleinen rechts gelegenen Ortchen Reitkirch das schön gelegene Pünderich, weiter die weinfrohen Orte Briedel, Zell (gegenüber Kaimt) und Merl, um in Bullay zu landen. Hier endet die Moselkleinbahn, deren Weiterführung bis Koblenz neuerdings angestrebt wird.

Von Bullay bis Koblenz benutzt man ein Schiff, um den unteren Lauf der Mosel in allen Einzelheiten kennen zu lernen. Der Fluß wendet sich nach links, um den Petersberg zu umfließen, berührt das freundliche Bremm und wendet sich dann nach rechts, an der Klosterruine Stuben vorüber. Die Riesenkrümmung von Eller bis Kochem, die die Bahn durch den Kaiser Wilhelm-Tunnel abschneidet, heißt ihrer Form nach der Kochemer Krampen. Nach Eller folgen auf derselben, linken, Seite Ediger, Hof Lehmen, Nehren, Senhals. Letzterem Ort gegenüber der große, freigelegene Ort Senheim, worauf weiter rechtsseitig hinter Bäumen Mesenich und Briedern folgen. Gleichzeitig lugt links aus seinem grünen Versteck Poltersdorf, bald folgt das romantische, in ein enges Bachtal eingeklemmte Beilstein, links Ellenz, rechts freigelegen Faukel und Bruttig, nach einer ferneren Krümmung links Ernst mit stattlicher zweitürmiger Kirche, rechts Valwig und endlich links die Irrenanstalt Ebernach, Sehl und das mit seiner ausgebauten Burg prächtig sich präsentierende Kochem. — Hinter Kochem passiert das Schiff linksseitig das mit einer Ruine gekrönte und mit hochgelegener Kirche geschmückte Klotten, später Pommern und rechtsseitig das stattliche Treis mit den Ruinen Treis und Wildenburg an der Mündung des Flammbachs. Links folgen Karden mit schönem Gotteshaus, Müden und das freundlich sich zeigende Moselkern; die beiden letzten Orte sind Ausgangspunkte für den Besuch der Burg Eltz. Darauf passieren wir rechts Burgen; gegenüber liegt die Ruine Bischofsstein, weiter auf derselben Seite das mit Boes zu einem Ort zusammengebaute Hatzenport mit erhöhter Kirche. Rechts erscheint das hübsche Brodenbach, der Ausgangspunkt zum Besuch der Ehrenburg. Links folgt das langgestreckte Loef, rechts Alken mit den darüber sich erhebenden ansehnlichen Trümmern der Burg Thurand, dann rauschen wir links an Kattenes, rechts an dem bescheiden sich zurückziehenden Oberfell vorüber. Es folgen nahe beieinander links Lehmen mit stumpfem Turm und das romantische Gondorf, Burg- und Turmhaus geschmückt, mit den gegenüber gelegenen Orten Kühr und Niederfell. Geradeaus erblickt man auf dem Berge die Koberner Mathiaskapelle. Das links gelegene Kobern hat gleich andern Orten durch den Eisenbahndamm verloren, rechts folgt auf das hochgelegene Dorf Dieblicherberg das ausgebreitete Dieblich. Weiter mündet rechts das hübsche Konderbachtal,

worauf links das weinreiche Winningen und rechts das frei gelegene Lay folgen.

Weiter passieren wir bei dem freundlich gelegenen Güls mit zwei spitzen Kirchtürmen die kühn geschwungene Eisenbahnbrücke, rechts Moselweiß, um bald darauf in Koblenz zu landen."

Sommerabend.

Stimmungsbild von Max Dautschert.

(Nachdruck verboten.)

Erwin Kendler stand auf und schlenderte in unbehaglicher Stimmung dem Ausgang des Parkes zu. Der zwischen rußigen Kohlenzechen und qualmenden Fabrikschloten belegene große Stadtgarten prangte in jungschöner Blütenpracht, leuchtende Farbensinfonien der zerstreut daliegenden Blumenkissen wechselten miteinander, dunkelbeschattete, saubere Gänge, lauschige Lauben und höhenumkränzte Seen, auf denen sich weiße und schwarze Schwäne in stolzer Ruhe wiegten, luden zum Verweilen und Träumen ein — doch Erwin beachtete diese reizvollen Schönheiten kaum. Seit er in der arbeitsamen Ruhrstadt seinen Wohnsitz genommen, hatte er hier in diesen, in ihrer Art unvergleichlich bezaubernden Anlagen, die man in der lärmenden Industriestadt nie erwartet hätte, fast täglich Erholung und Stärkung gesucht, sich an den wechselnden Szenerien, die Natur und Kunst geschaffen, erfreut, heute erfüllte ihn indes ein seltsames Gefühl von Mißmut und Unzufriedenheit. Im Garten konzertierte die Stadtkapelle, und von den breiten, um den großen Konzertsaal sich herumziehenden Terrassen aus war er Zeuge eines buntbewegten Bildes gewesen.

Am stärksten ergoß sich der Strom durch die in allen großen Gärten wiederkehrende, unmittelbar am Orchestersitz vorbeiführende Hauptpromenade, die auch hier — wie überall — im „Volksmunde" den Namen „Seufzerallee" oder „Marterweg" führte und einen von jungen Kaufleuten, Beamtensöhnen und Beamtentöchtern bevorzugten Rendezvousplatz bildete.

Erwin war schließlich des Zuschauens müde geworden und hatte sich in eins der entfernter liegenden und weniger belebten großen Rundells geflüchtet. Aber auch hier duldete es ihn nicht lange.

Die hier und da auftauchenden Pärchen machten ihn nervös, er befand sich in einer rechten Hypochonderstimmung und mochte keine Menschen, am allerwenigsten mehr oder weniger glückliche Turteltauben sehen. So stieg er zu dem großen Schwanenteich hinunter, ließ sich auf eine Bank des in einsamer Stille liegenden Rundganges nieder und hielt Zwiesprache mit sich und dem neben ihm leise plätschernden Wasserfall.

Erwin war unzufrieden wie nur einer. Er haderte mit dem Geschick. Seine Laune wurde dadurch auch keineswegs gebessert, daß er sich über den Grund dieser verdrossenen Stimmung keine eigentliche Rechenschaft zu geben vermochte. Er stand in den besten Jahren, erfreute sich einer blühenden Gesundheit und eines immer vollen Geldbeutels und hatte zu elegischen Anwandlungen ganz und gar keine Ursache. Und doch. Es fehlte ihm etwas. „Du mußt heiraten!" hatte ihm schon vor längerer Zeit ein guter Freund in guter Absicht gesagt. „Dir fehlt ein liebes, kleines Weibchen!"

Erwin hatte wohl eingesehen, daß der wohlgemeinte Ratschlag nicht unberechtigt war, er hatte auch Umschau gehalten unter den Töchtern des Landes, aber, was er fand, entsprach nicht seinen Idealen. So waren die Jahre im vergeblichen Suchen dahingegangen und schließlich konstatierte er, daß er sich am besten stand, wenn er es resigniert dem Schicksal überließ, ihn zu beweiben oder allein die Bürde des Lebens tragen zu lassen. Das Schicksal hatte ihm zum Lohn für seine stille Ergebung zunächst einen gesegneten Schlaf beschieden, denn „wer schläft, leidet nicht". Erwin verbrachte oft mehrere Stunden am Tage mit Schlafen und ging abends fast regelmäßig mit der Sonne zur Ruhe.

So lenkte er auch heute zu verhältnismäßig früher Abendstunde seine Schritte dem nicht weit vom Stadtpark in der Nähe des Hauptbahnhofs gelegenen einsamen Junggesellenheim zu. Er dachte lächelnd darüber nach, was für ein Ausbund von Solidität er eigentlich war und welch sonstige Gaben ihn zu einem mustergiltigen Gatten qualifizierten. Ganz in tiefes Sinnen versunken, wurde er plötzlich durch den weichen, melodischen Klang einer weiblichen Stimme erschreckt.

„Guten Abend, Heinz!" ertönte es dicht vor ihm aus dem Munde einer reizenden jungen Dame, und eine feinbehandschuhte, zierliche Hand streckte sich ihm zum Gruße entgegen.

„Guten Abend, mein Fräulein!" erwiderte Erwin völlig verdutzt und griff mit einer nicht gerade geistreich zu nennenden Geste nach seinem Hut.

„Ei, sieh nur, so stolz? Kennst Du Dein Lottchen nicht mehr, oder bist Du mir böse?"

„Ja — nein — mein Fräulein — aber gewiß — doch — ja, ich glaube —" Erwin kam aus der Verblüffung gar nicht heraus und sah das junge, kaum sechzehn Lenze zählende Mädchen, dessen schwarzbraune Augen fragend auf ihn gerichtet waren, wie eine überirdische Erscheinung an.

„Aber Heinz, das ist arg!" fuhr die Unbekannte fort, um plötzlich, während eine glühende Röte vom blütenweißen Hals hinauf in die lieblichen Gesichtszüge schoß, mit einem „O pardon, mein Herr!" schleunigst kehrt zu machen und die Flucht zu ergreifen.

Erwin hatte sich aus der heillosen Verwirrung, in die ihn, den ewigen Träumer, das ganze anmutige, wie eine Fata Morgana vor ihm auftauchende Bild versetzt, noch durchaus nicht herausgefunden, als aus dem Nebel der ihn umwallenden Illusionen und Konfusionen eine zweite, tiefere Stimme an sein Ohr schlug: „Lottchen, Lottchen, wo bleibst Du nur?"

Gleichzeitig gewahrte Erwin, wie aus der Richtung, aus welcher der Schall kam, eine ältere und ziemlich korpulente Dame pustend und keuchend auf ihn zusegelt. In diesem Augenblick hat auch das geheimnisvolle Lottchen den flüchtigen Schritt gehemmt. Das Mädchen sieht mit hilflos flehendem Blick erst auf die nur noch wenige Schritte entfernte Dame, dann auf den jungen Fremden und scheint in ratloser Verzweiflung. Jetzt hat Erwin Zeit, seine Fassung wiederzufinden. Aber er ist nicht der Mann, der die Situation mit einem Schlage übersieht und blitzschnell zu handeln versteht. Er sieht nur eine frische junge Mädchengestalt vor sich, von deren bezaubernder Erscheinung seine Sinne umgaukelt und fest umstrickt sind. Er fühlt es, wie dieser Bann dichter und dichter sein Gedankennetz umspinnt, wie von diesem Wesen eine Anziehungskraft ausgeht, die ihn nicht mehr freizugeben droht, und fast mechanisch tut er einige Schritte vorwärts, um dicht an der Seite des fremden Mädchens zu sein. Da richten sich wieder die großen erstaunten Augen auf ihn, und aus dem kleinen Rosenmund tönt es angstvoll, gepreßt: „Ich bitte nochmals tausendmal um Entschuldigung, mein Herr, ich hielt Sie für meinen Vetter — diese Ähnlichkeit — o Gott — was tu' ich nur — die Tante — sie wird schlecht von mir denken — sie —"

Doch da war sie schon.

„Nein, das ist ja reizend, dieses Zusammentreffen!" beginnt die alte Dame, „ich bin entzückt, Sie kennen zu lernen, mein lieber Herr —"

„Leidenreich, Heinz Leidenreich, liebe Tante!" ergänzt mit großer Bravour die kleine Nichte, bevor Erwin noch die vor Schreck steckengebliebene Zunge zu rühren vermag.

„Richtig, Herr Leidenreich," nickt bestätigend die gute Tante, „nein, das ist wirklich zu drollig!"

Ja, mir ist auch ganz drollig zu Mute, denkt Erwin bei sich und betrachtet mit einem Gemisch von angstvoller Erwartung und scheuer Ehrfurcht die beiden vor ihm stehenden weiblichen Wesen. Die kleine „Cousine" vermag nur mit größter Mühe ihre Verlegenheit zu maskieren. Die Tante hat indes von dem kühnen Schachzug ihres Schützlings anscheinend noch nicht die leiseste Spur bemerkt. Sie fährt unbeirrt fort:

„Ja, denken Sie nur, ich treffe soeben mit Lottchen von Koblenz hier ein. Wir wollten unseren Verwandten eine Überraschung bereiten und erwarteten natürlich niemand auf dem Bahnhof. Sie haben übrigens einen wundervollen Bahnhof, mein lieber Herr —"

„Leidenreich, Heinz Leidenreich," fällt diesmal Erwin in etwas kläglichem Tone ein.

„Ach ja, Leidenreich. Es ist ein schrecklicher Name. Ist er Ihnen nicht selbst unsympathisch?"

„Ja," bringt Erwin mit einem schweren Seufzer und einer Betonung hervor, aus der eine ganze Jeremiade herausklingt.

„Ich werde Sie in Zukunft lieber mit Ihrem Vornamen anreden — doch wo war ich stehen geblieben? Ja, denken Sie, wir erwarteten natürlich niemand, wir hatten ja auch geschrieben, daß wir wahrscheinlich erst morgen vormittag kommen würden. Doch, als wir aus der Bahnhofshalle traten und hier in die Allee einbiegen — wie heißt doch diese prachtvolle Straße?"

„Die Hussitenallee."

„Ja, da sieht Sie mit einemmal mein liebes Nichtchen und ruft: Das ist ja Heinz! Und bevor ich noch ein Wörtchen erwidern kann, macht sie sich los und eilt Ihnen entgegen. Sie können sich meine Überraschung denken. Ich hatte bisher nur das Vergnügen, Sie als liebenswürdigen Briefschreiber kennen zu lernen, lieber Heinz, ich freue mich wirklich darauf, nun auch Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen." Damit ergreift die gute Frau Erwins Hand und schüttelt sie kräftig.

„Sie haben sicher geahnt," fährt die Redselige fort, „daß wir mit dem heutigen Abendzug hier schon ankommen würden und waren nun im Begriff, uns abzuholen, nicht wahr?"

Erwin-Heinz ringt schwer nach Atem und einer Antwort. Und wieder springt Lottchen rettend ein. „Aber Tante, das ist doch wohl nicht gut möglich. Vetter Heinz hat wohl vielmehr einen Spaziergang hier unter den schönen Linden unternommen, und so hat es der — der Zufall gefügt, daß wir uns trafen. Übrigens, Herr Vetter, was ist denn das hier?"

Die drei sind während ihrer kurzen Promenade, die sie den kurz vorher von Erwin zurückgelegten Weg entlang führte, am Stadtgarten angelangt, und Lottchen schaut mit ihren Frageaugen in kindlich-naiver Neugier zu der langen Gartenmauer hinüber.

„Das ist unser Stadtgarten, der Salon unserer Stadt, den wir mit Stolz jedem Fremden zuerst zeigen," antwortet der Pseudovetter, der jetzt verspürt, wie wieder ein heimisches Gefühl in ihm aufsteigt und seine Füße festeren Boden gewinnen

„Ist es ein schöner Park?" fragen die beiden Damen fast zu gleicher Zeit.

„O ja, er kann sich sehen lassen. Ich schlage vor, daß wir einmal hingehen, zumal ich somit auch Gelegenheit finde, den von der langen Reise gewiß erschöpften Damen eine Erfrischung anbieten zu können."

Die Tante nickt wohlgefällig und gibt mit einem „Sehr aufmerksam, lieber Heinz!" ihrer Anerkennung und Zustimmung Ausdruck.

Bald sitzen die drei an einem der gefälligen, einladend gedeckten Tische auf der Terrasse bei einem edlen Tropfen Weines, lassen die Römer aneinander klingen und trinken auf frohe kommende Tage.

Lottchen ist schnell in eine ausgelassene Stimmung gekommen. Ein neckisches Feuer spricht aus den dunklen Augensternen; der prickelnde Wein, die träumerischen Weisen der Musikkapelle, der ganze Reiz des eigenartigen fremden Milieus und des kleinen Abenteuers, das alles trägt dazu bei, sie in die fröhlichste Mädchenlaune zu versetzen. Sie hebt das Glas, blickt schelmisch zu Erwin hinüber und ruft mit silberhellem Lachen: „Prosit, Vetter Heinz, auf Dein Spezielles!"

Und „Vetter Heinz" berührt so kräftig das ihm kredenzte Glas mit dem seinigen, daß der kostbare Inhalt überwippt und seine Hand netzt. Schnell hat Lottchen ein feinseidenes Taschentüchelchen hervorgezogen, ergreift mit der Linken die rebensaftbefeuchtete Hand und trocknet rasch und unauffällig die Tropfen ab „Siehst Du, Du Ungestümer! Sei zufrieden, daß Du so gut davongekommen bist."

Erwin überrieselt ein heiliger Schauer; er hält seine Hand noch immer hin, als Lottchen längst die flinken rosigen Fingerchen zurückgezogen, er möchte sich am liebsten gleich wieder und immer wieder ein ganzes Glas Wein auf die Hand schütten. Er fühlt, wie die sanfte, weiche Wärme, die ihn soeben berührte, in seine Adern übergeht, wie sie dort zu einer feurigen, lodernden Glut anschwillt, und unwillkürlich, von einer höheren Macht getrieben, hebt er das leere Glas und ruft mit einem strahlenden Blick, der mehr als seines Herzens heißeste Wünsche spricht: „Auf Dein Wohl, Lottchen! Es lebe —"

Doch Lottchens übermütiges Glockenlachen läßt ihn nicht weiterkommen. „Sieh nur, Tante, den galanten Vetter, mit einem leeren Glas —"

„Ja, Kindchen, es wird Zeit, daß wir aufbrechen", repliziert die ernst gewordene alte Dame; „es ist ohnehin schon ziemlich spät. Es wird Heinzens Eltern keineswegs angenehm sein, wenn wir jetzt noch kommen, und wir werden wohl in ein Hotel gehen müssen."

Erwin fährt ein jäher Schreck durch die Glieder. Mit einem Schlage steht wieder die graue, nüchterne Wirklichkeit vor ihm. Nicht nur, daß er das liebreizende Geschöpf, das jetzt still und mit gesenktem Köpfchen ihm gegenübersitzt, vielleicht nie wiedersehen würde, er weiß auch gar nicht, wie er sich nunmehr aus der äußerst heiklen Situation mit Anstand herausziehen soll. Als sich vorhin die Tante angelegentlich nach dem Befinden seiner Angehörigen erkundigte, da konnte er mit gutem Gewissen sagen, daß es ihnen leidlich wohl geht, obwohl er es nicht beschwören mochte, da er ja viele Meilen von ihnen entfernt wohnt; er hatte es auch verstanden, verschiedenen anderen verfänglichen Fragen der redseligen Dame auszuweichen, indem er gleichgiltige Antworten gab oder geschickt das Gesprächsthema auf ein anderes, weniger gefährliches Gebiet lancierte. Jetzt wußte er aber keinen Rat, und er mußte doch zum mindesten auf die halbfragende Bemerkung der Tante reagieren.

Da hebt Lottchen wieder den Kopf. „Ich bin so furchtbar müde, Tantchen, es ist doch besser, wir logieren heute in einem Hotel. Heinz wird uns schon ein gutes Haus zeigen und seinen Angehörigen nichts ausplaudern. Und morgen früh sagen wir dann, wir kämen eben erst vom Bahnhof, gelt, liebes Tantchen?" Damit schmiegt sich das kleine Lottchen dicht an und drückt der alten Dame verstohlen einen Kuß auf die Wange.

In Erwins Gesicht malen sich Erstaunen und Freude zugleich aus. Diese Evastöchter! In der List sind sie doch alle den Männern über!

Alsbald huscht aber wieder ein Schatten über seine Züge. Wie wird sich das arme kleine Lottchen morgen vor der Tante rechtfertigen, wenn diese den wirklichen Vetter kennen lernt, und wie wird ihm selbst je wieder Gelegenheit geboten werden, mit dem jungen Mädchen, in das er sich bis über die Ohren verliebt, zusammenzukommen? Er sucht verzweifelt nach einem Ausweg; er zermartert sein Hirn mit Plänen und Entwürfen, ohne zu einem Entschluß zu gelangen. Die Damen schicken sich zum Fortgang an, und nun möchte Erwin die wenigen kostbaren Minuten bis zu dem nicht weit vom Park belegenen vornehmen Hotel, das er ausersehen, wenigstens so lange wie möglich ausdehnen.

„Wir sind in zehn Minuten an Ort und Stelle", sagt er, während sie den Garten durchschreiten, „wir können deshalb auch einen anderen Ausgang benützen und somit noch einen Teil der Anlagen in Augenschein nehmen". Die Damen sind mit dem Vorschlag einverstanden, und langsam schlendern alle drei die dichtbelaubten Gänge entlang, an den herrlichen, blütenschweren Bosketts vorbei durch den träumenden, blumenduftigen Sommerabend dahin.

„Wie köstlich, wie wunderbar es hier ist", sagt Lottchen, nachdem sie eine Weile schweigend gegangen, „wie schön muß es hier in einsamen Stunden sein. Und diese reizenden kleinen Lauben, ach, Tantchen, sieh hier, ist das nicht süß? Komm, liebes Tantchen, nur einen Augenblick, nur eine Minute, ich möchte so schrecklich gern einmal hier sitzen".

„Das kannst Du morgen noch alles haben, wir wollen uns jetzt nicht länger aufhalten".

„Nur eine Minute, eine halbe, Tantchen!" Und schon hat das bittende Nichtchen die alte Dame in eine der nur für drei bis vier Personen Raum bietenden Lauben hineingezogen. Die Tante hat nur mit großem Widerstreben „für einen Augenblick" an einem Ende der Bank Platz genommen; sie ist anscheinend sehr müde und stützt den einen Arm auf die Lehne, um bequemer ruhen zu können. Lottchen sitzt ihr zur Seite, während Erwin, erfüllt von Dankbarkeit für die kluge „Cousine", die ihm in so wunderbarerweise immer mit den besten Einfällen zuvorkommt, sich links von den beiden Damen niederläßt.

Im Flüsterton, in kurzen abgebrochenen Sätzen, reden nun beide miteinander. Erwin benutzt die Gelegenheit, endlich seinen wahren Namen nennen und über seine persönlichen Verhältnisse sprechen zu können; er erfährt dabei von Lottchen, daß sie die Tochter eines wohlsituierten Grundbesitzers in Koblenz ist, dessen Frau vor wenigen Jahren verstorben, so daß die Tante jetzt Mutterstelle vertritt. „Sie ist mir eine zweite Muttrr geworden, und ich bereue sehr, sie heute so hintergangen zu haben."

„Aber, was wird morgen der richtige Vetter sagen?"

„Der hat ein gutes Herz und würde bereitwillig die Rolle des falschen Vetters fortsetzen, wenn ich ihn darum bitte. Vorerst erfährt er ja aber gar nichts, wenn sich die Tante nicht verplaudert."

„Und der richtige falsche Vetter, der Heinz-Erwin, Fräulein Lottchen, darf er hoffen, Sie wiederzusehen?"

Das junge Mädchen senkt den Kopf mit den schweren, braunen Haarflechten, und die Dunkelheit hält schützend ihren Schleier ausgebreitet, sonst hätte Erwin bemerken müssen, wie ein tiefes, leuchtendes Rot über das feine Gesichtchen lief.

„Darüber vielleicht später, Herr Kendler, hier dürfen wir uns natürlich nicht mehr wiedersehen." Erwin erwidert nichts. Er hält es für taktvoller, nicht weiter zu forschen.

Langsam verrinnen die Minuten. Still wird es, ganz still um die kleine Laube. Nur von fernher zittert wie ein Sehnen aus Menschenbrust hin und wieder ein langverklingender Ton von der Musik herüber, und von unten herauf tönt hörbar wie der ewige Pulsschlag der Zeit das monotone Plätschern des Wasserfalles. Hoch über ihnen steht in voller Scheibe der Mond, glänzend wie flüssiges Silber.

Erwin ist es, als fühle er sich hinaufgetragen zu einer anderen, lichteren Welt, weit fort von Weh und Leid, fort vom Erdenleben mit seinen Leiden und Kümmernissen. Ihm ist, als heben ihn Schwingen, empor aus den Niederungen dieses Daseins mit seinen kleinlichen Kämpfen und Begierden, als trüge ihn eine unsichtbare Macht hinauf zu einem lichtverklärten, wolkenreinen neuen Leben. Ihm ist, als töne ein helles Singen und Klingen um ihn herum, als wolle ein gewaltiges Jubeln die Brust ihm sprengen, und er fühlt sich so frei, so leicht, als sei ein Ballast von Sorgen und Qualen von ihm genommen. Leise wendet er den Kopf zu seiner Nachbarin, berührt leicht ihren Arm, und schweigend legen sie Hand in Hand. Sie haben sich verstanden.

Ein Liebestraum.

Novelle von Guy de Téramond.

(Nachdruck verboten.)

Man befand sich in den ersten Tagen des Frühlings. Der Himmel war wieder klar und hell geworden. Überall sah man in Paris Blumen sprießen, auf den öffentlichen Plätzen, in den Gärten und in den Straßen, wohin sie auf kleinen Wagen in bunten Bündeln gebracht wurden. Alles schien heiter und prächtig Die Sperlinge, diese Straßenjungen der Vorstädte, verfolgten sich piepsend auf den Bäumen, auf denen die ersten grünen Knospen auftauchten, flatterten durch den grauen Staub der Chausseen, badeten sich fröhlich in den frischen Rinnsalen und schienen glücklich über das Erwachen der Natur, über den hübschen, sonnenverklärten blühenden Lenz.

Lolotte riß die Fenster der bescheidenen Wohnung weit auf, die sie mit ihrer Mutter, Madame Biggart, der Witwe eines im Kriege gefallenen Kapitäns, auf dem großen Hofe einer jener riesigen Mietskasernen inne hatte, in denen die Mieter mehrere Jahre Tür an Tür wohnen können, ohne sich zu begegnen, ohne miteinander zu sprechen, ja ohne sich auch nur zu sehen. Sie führte da ein wahres Nonnenleben, eine ruhige und sanfte Existenz. Sie fragte nicht nach der Außenwelt, kümmerte sich nicht um den Lärm, der von draußen kam, und ruinierte sich ihre schönen, großen, blauen Augen an den feinen Stickereien ihrer Aussteuer. Von den Sorgen der Häuslichkeit erholte sie sich nur an ihrem Piano, denn ohne es zu wissen, war sie eine begabte Spielerin, ja sogar eine Künstlerin, eine geborene Virtuosin, ohne jemals gelernt oder ernsthaft studiert zu haben.

Ihre Aussteuer! . . . Wenn sie nur daran dachte, konnte sie sich eines Lächelns nicht erwehren . . . . Ihr war es, als ob der Prinz Tausendschön von selber kommen würde, wenn sie das endlose Werk nur erst vollendet hätte.

Der Prinz Tausendschön! Ach ja . . ., es war nicht Ehrgeiz, nicht Stolz, keine dumme oder schlechte Eitelkeit, wenn sie an diesen königlichen Bräutigam dachte. Sie hatte sich noch nicht einmal gefragt, ob er reich sein würde . . . oder jung oder schön . . . er war ganz einfach der Mann, den ihr kleines Herz liebte, ohne ihn zu kennen . . . und sie wartete auf ihn geduldig, weil sie gar nicht auf den Gedanken kam, daß er etwa überhaupt nicht kommen könnte.

Dann überraschte sie sich manchmal, wie sie die Augen von ihrer Stickerei erhob und ihrem Traum durch die blaue Unendlichkeit folgte. Dann schloß sich das kleine Fenster, das sich ihrem Ideal eröffnet,

plötzlich wieder, und sie sah sich wieder in die Wirklichkeit versetzt, vor diesen Horizont von weißen Mauern; sie lachte sich dann selber aus und vertiefte sich wieder in ihre Arbeit.

Da unterbrach plötzlich, während sie ruhig arbeitete, der melancholische, langsame Klang eines Violoncells das gewöhnliche Schweigen des großen Hofes.

Der Künstler — gewiß irgend ein Nachbar — spielte ausgezeichnet. Er spielte mit eigentümlichem Ausdruck, ließ sein Instrument mit tiefem Ernst erzittern, und Lolotte hatte das Gefühl, als legte er ein Stückchen seiner Seele hinein.

„Lalala," murmelte Lolotte, indem sie das Violoncell unwillkürlich mit einem leisen Trällern begleitete . . . „lalala" . . . das Andante aus der Serenade von Beethoven . . . „Lalala" . . . wie wunderbar er es auffaßte! Wie er jede Phrase nuancierte! Man möchte glauben, er leidet und weint . . .

Tagtäglich zu derselben Stunde begann der Unbekannte aufs neue und ging mit derselben Virtuosität, derselben Sicherheit der Ausführung, demselben tiefen, erschütternden Gefühl von einer Melodie zur andern über, und diese Ablenkung von der Monotonie der täglichen Arbeit warf einen Strahl gesunder Fröhlichkeit in die traurige Existenz des jungen Mädchens.

Instinktiv ging sie an ihr Piano, öffnete es und spielte mit so schüchternen Fingern, daß es stumm blieb, die Noten des Violoncellisten eine nach der andern; sie empfand eine köstliche Freude, sich mit ihm in den Tönen zu begegnen.

Nach und nach wurde sie kühner. Die Hämmer schlugen stärker auf die Saiten, und einmal begleitete sie gedämpft eine ganze Romanze. Dann wuchs ihr Mut, und eines Tages gab sie ihm lustig das Stichwort.

Sie hörte, wie der Künstler einen Augenblick zögerte und offenbar einen Stützpunkt suchte, wo er sich ihrem Rhythmus anschließen konnte, sich dann aber den Tönen überließ und dieses Duett, das das junge Mädchen begonnen hatte, aus der Entfernung fortsetzte.

Eines Morgens schlug Lolottes Herz zum Zerspringen. An dem Fenster des gegenüberliegenden Hauses stand ein junger Mann. Das war er.

Er hatte ein ernstes, trauriges Gesicht, doch die Züge waren regelmäßig und fein. Er gefiel Lolotte, und sie hatte das Gefühl, sie habe ihn sich stets so gedacht, und nicht anders.

Doch warum hielt er die Augen hartnäckig nach dem Hofe gerichtet, warum blickte er nicht zu ihr hinüber? Das war wirklich zu schüchtern. Das junge Mädchen hätte ihm zuschreien mögen:

„Ich bin es, Ihre Begleiterin . . . die Vertraute Ihrer Gedanken und Ihrer Träumereien. Wollen Sie mir nicht wenigstens ein Lächeln spenden, oder bin ich nicht einmal soviel wert?"

Zwei- oder dreimal lehnte er sich so über den Fenstersims, doch niemals erhob er die Augen zu ihr und sah sie an. Lolotte war empört über diese Gleichgültigkeit und, um ihn zu bestrafen, schmollte sie mit ihm und öffnete ihr Fenster nicht mehr.

„Ich hasse ihn, ich verabscheue ihn!"

Ihr Piano blieb stumm. Dann machte sie sich ihre Bosheit zum Vorwurf, faßte neue Hoffnung, begleitete ihn wieder, und nun war es ihr, als zittere sein Instrument, gleichsam zum Danke, lebhafter und inniger unter dem gefühlvollen Bogen.

Und ohne sich recht darüber klar zu werden, verliebte sich Lolotte jetzt in den unnahbaren Violoncellspieler.

Schließlich hielt sie es nicht mehr aus; sie mußte erfahren, wer er war. Dann wollte sie ihrer Mutter erklären, daß sie ihn heiraten müßte oder — sterben.

Eines Tages, als sie allein hinuntergegangen war, um einige Besorgungen zu machen, trat sie in die Loge der Portiersfrau und fragte mit scheinbar harmloser Miene:

„Was ist denn das für ein junger Mensch, der so schön Violoncell spielt?"

Lolotte glaubte, das Herz müsse ihr brechen, als sie erfuhr, warum der junge Mensch sie nicht ansah.

„Ach," versetzte die Portiersfrau mit mitleidiger Miene, „das ist ein armer, blinder Mensch, und das Spiel ist seine einzige Zerstreuung" —

Der Liebestraum der kleinen Lolotte war zu Ende.

Unsere Bilder.

Mit einer Aufführung von Gerhart Hauptmanns Schauspiel „Die Weber", der ersten in Düsseldorf, eröffnete das Schauspielhaus am 1. September seine neue Spielzeit. Die Aufführung ist in den Düsseldorfer Neuesten Nachrichten bereits eingehender gewürdigt worden und wir bringen heute an dieser Stelle eine besonders wirksame Szene aus dem eindrucksvollen Drama nach einer photographischen Aufnahme. Das Bild stellt die Szene dar, wo der soeben vom Militär entlassene Moritz Jäger (Otto Stöckel), den nach mehrjähriger Abwesenheit das Elend seiner Heimat nun mit aller Macht gepackt hat, in der Behausung des alten Webers Baumert das von Haß gegen die Fabrikanten überfließende Weberlied vorliest. Neben dem Vorlesenden steht der alte Baumert (Hans Sturm), zu seinen Füßen sehen wir den alten Ansorge (Karl Dapper), einen früheren Weber, die zu rasender Erregung entflammt sind. Im Vordergrunde rechts sitzt die Mutter Baumert (Helene Rietz), am Webstuhl steht die Tochter Berta Baumert (Eva Speyer). Den von wilder Leidenschaft glühenden Männern gegenüber hören die beiden Frauen dem Weberlied zwar voll innerer Bewegung aber doch äußerlich zurückhaltend zu.

Für Briefmarkensammler.

Die Negerrepublik Liberia verausgabte 13 neue Postwertzeichen, sehr bunt und mit einem auffallenden Bilde versehen. Im einzelnen sind es folgende

Werte: 1 Cent schwarz und grün (Elefant), 2 Cents schwarz und karmin (Merkurkopf), 5 Cents schwarz und dunkelblau (Schimpanse), 10 Cents schwarz und braun (Bananenfresser), 15 Cents dunkelgrün und purpur (Eidechse), 20 Cents schwarz und orange (Reiher), 25 Cents grau und blau (mit der 25 Cents-Münze), 30 Cents violett (mit der Zahl 30),

50 Cents schwarz und dunkelgrün (mit Flagge und Wahlspruch), 75 Cents schwarz und schokoladenfarben (Hippopotamus), 1 Dollar grau und rosa (Freiheitskopf), 2 Dollars schwarz und dunkelgrün (mit Negerköpfen), 5 Dollars schwarz und kastanienbraun (mit dem Kopfe des Präsidenten). Es ist eine selten lehrreiche Markenserie. Fast alle Zweige des Wissens berühren die Markenbilder. Ebenso lehrreich und schön ist die Postwertzeichenfolge, die Griechenland zur Feier der Abhaltung der olympischen Spiele veröffentlichte. Antike Vorwürfe, alten ausgegrabenen Münzen, Vasen und Reliefs entnommen, zieren diese klassisch schönen Marken, von denen wir die 5 und 25 Lepta-Werte im Bilde vorführen. (5 Lepta grün, 25 Lepta ultramarin.) Gleichzeitig bringen wir unsern Lesern eine Reproduktion der Wappen von Schweden und Norwegen. Das links befindliche ist das von Schweden und das rechts das von Norwegen. Mitgeteilt vom Verlage von Schaubeks Permanent-Briefmarken-Album, C. F. Lücke, G. m. b. H., Leipzig.

Gedankensplitter.

Der Arzt nennt die Ehe ein verkehrtes Fieber, das mit Hitze anfängt und mit Kälte endigt.

Der Chemiker: eine einfache Waßlverwandtschaft.

Der Apotheker: ein niederschlagendes Pulver.

Der Mathematiker: eine Gleichung, wo bei zwei gegebenen Größen sich leicht eine dritte findet.

Der Jurist: einen Kontrakt.

Der Kaufmann: eine Spekulation, die eben so oft falliert, als glückt

Der Dichter: einen Roman, der manchmal mehrere Auflagen erlebt.

Der Schauspieler: eine Tragikomödie, die stets vom Publikum beklatscht wird.

Der Theaterdirektor: ein Abonnement; eheliche Untreue ist ein abonnement suspendu.

Der Musiker: ein Konzert, in welchem die Liebe die Flöte bläst, die Kinderchen die Querpfeife, die Nachbarn die Trompete und der Mann zuweilen ein Hornsolo.

Der Soldat: einen Feldzug, der sich bald zum siebenjährigen, bald zum dreißigjährigen Kriege ausdehnt.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Schippang, Düsseldorf.
Druck der Düsseldorfer Verlags-Anstalt Akt.-Ges., Neueste Nachrichten.